

*Im Zentrum des Denkens*

Anton Friedrich Koch, *Hermeneutischer Realismus*, Tübingen: Mohr Siebeck 2016, 180 S., € 24, ISBN 9783161543777.

Friederike Allner  
(Philosophie, Berlin)

Mit seinem Buch leistet Anton Friedrich Koch, Philosoph an der Universität Heidelberg, einen eindrucksvollen Beitrag in der Debatte um den Neuen Realismus. Es steht im Zeichen des Versuchs, einen ontologischen Realismus mit der Überzeugung der Les- und Interpretierbarkeit der Welt zu versöhnen. Wie können wir Realistinnen bleiben, wenn wir die Welt zugleich, als Hermeneutikerinnen, als eine Welt verstehen, die gerade von der Verschiedenheit von Deutungen ausgezeichnet wird?

Koch passiert die unterschiedlichsten philosophischen Themen, und diese erstaunliche Bandbreite wird zur entscheidenden Stärke seines schmalen Büchleins. Ihm gelingt es, Thesen zu disparaten philosophischen Problemstellungen unter einem Dach zu versammeln, miteinander in Beziehung zu setzen und zu einer Theorie in Stellung zu bringen, die das Unmögliche fertigbringt: von Grund auf hermeneutisch *und* von Grund auf realistisch zu sein. Dieser Erfolg verdankt sich nicht zuletzt der glasklaren Argumentation, die von einer Debatte zur anderen wandern kann, ohne an Stringenz zu verlieren. Die Stationen seiner Argumentation, die hier gebündelt präsentiert werden, hat Koch in *Versuch über Wahrheit und Zeit* (Paderborn 2006) vorbereitet, ferner in *Wahrheit, Zeit und Freiheit* (Paderborn 2006) und Aufsätzen wie *Wir sind kein Zufall. Die Subjektivitätsthese als Grundlage eines hermeneutischen Realismus* (2014)<sup>1</sup>.

Den Einstieg in sein neues Buch macht Koch mit dem Problem der ontologischen und epistemischen Individuation, das er mit der sog. Subjektivitätsthese auflöst: Individuation von Einzeldingen ist auf indexikalische Eigenschaften angewiesen und solche Eigenschaften (z. B. „drei Schritte links von mir“, „übermorgen“) kann nur Subjektivität bereitstellen. Ein Raum-Zeit-System wie unser Universum muss mit logisch-philosophischer Notwendigkeit auf einen Zustand hinlaufen, in dem

Subjektivität existiert, also leibliche, endliche und innerweltliche Subjekte. Der gleichsam tiefste Punkt dieses Modells ist nun: Subjekte nehmen eine „Selbstindividuation“ (18) vor, d. h. sie stellen ihre eigene Position in Raum und Zeit fest. Dafür müssen sich die Subjekte *ursprünglich*, vor der Etablierung eines Koordinatensystems des Raumes und eines Zeitstrahls, an sich selbst bestimmt haben. Diese Frage nach einer ursprünglichen Selbstlokalisierung erfordert eine apriorische Antwort – hier sind wir schon mittendrin im nächsten Theoriestück, der sog. Theorie der apriorischen Voraussetzungen. Wir sind zum Beispiel *a priori* in der Lage, unseren Leib gegenüber allen anderen Gegenständen zu individualisieren und finden an ihm „Ureinheiten“ (22) für räumliche Maße wie Spanne, Elle, Fuß.

Ist also Subjektivität leiblich und orientiert sich *a priori* in Raum und Zeit, indem sich das Subjekt selbst jeweils als Zentrum setzt, ist ihr Realitätsbezug „irreduzibel perspektivisch“ (44). Dies trennt die Imagination eines Subjekts und das Raum-Zeit-System als objektiver Bezugsrahmen voneinander und setzt sie im gleichen Zuge miteinander in ein Wechselverhältnis, das Koch als Verschränkung bestimmt (53). Die Imagination folgt den euklidischen Gesetzen der Geometrie, weil es mit einer nicht realen, leeren Form des Raum-Zeit-Systems arbeitet. Sobald wir einen Inhalt imaginieren, betten wir ihn in ein euklidisches und kontinuierliches Raum-Zeit-System ein, das prinzipiell die vollständige Erkennbarkeit des Gegenstands nahelegt. Wir können nicht anders imaginieren als im Modus der vollständigen Erkennbarkeit, also im Modus der Transparenz: „Alle [...] Gegenstände [des Raum-Zeit-Systems in seiner [...] imaginativen Grundstellung] sind der Imagination vollkommen gegenwärtig, und alle sind gleich, nichts an ihnen ist verborgen.“ (59) Wir sind so dazu verführt, auch die vollständige Erkennbarkeit der Realität anzunehmen; dieser „Hang zum Transparentismus“ (59) provoziert die nie endenden Bemühungen um die letzte Weltformel in der Geschichte des Denkens.

Auch nach dem heutigen Stand der Physik ist die Realität hingegen nicht mit diesem Bild vereinbar (genauer gesagt ist der euklidische Raum der Imagination der faktisch unmögliche Grenzfall der Realität, nämlich der, in dem Raum und Zeit leer sind). Das reale Raum-Zeit-System ist anders verfasst; es ist gekrümmt und mehr als 3+1-dimensional. Wahrnehmung und Imagination

<sup>1</sup> In: Markus Gabriel (Hg.), *Der Neue Realismus*, Frankfurt 2014, 230-243.

treten radikal auseinander. Sobald im realen Raum-Zeit-System ein Gegenstand wahrgenommen wird, erfasst das Subjekt ihn in unzulänglicher Weise. „Was wir wahrnehmen, können wir nicht imaginieren, und was wir imaginieren, können wir nicht wahrnehmen“ (61, Hervorh. im Orig.). Subjektive Imagination und reales Raum-Zeit-System fallen auseinander und können nicht mehr in Deckung gebracht werden.

Aus dieser kantisch-heideggerschen Konzeption folgt also die Absage an einen Transparentismus, d. h. an die These von der vollständigen Erkennbar- und Verstehbarkeit der Realität, die jedoch durch die Verfassung der Imagination suggeriert wird. Seine Metaphysikkritik, die These von der prinzipiellen Unmöglichkeit einer vollständigen Weltbeschreibung, formuliert Koch so: „Großindividuen“ wie die Welt als Eines und Ganzes, d. h. als vollständig erkennbares Konstrukt, „kann es nicht geben“ (66). Vielmehr gilt ontologisch und epistemologisch die prinzipielle Verborgenheit (43). Welt gibt es nur als „offenen Horizont für Wechselverhältnisse“ (67), also als sich überlappende Perspektiven von Subjekten.

Eine Trennung von Imagination und Realität, der auch als Dualismus von Erlebtem und Erlebnis oder Gehalt und Gestalt bestimmt wird, ruft nach einer Verbindung. Kant hat einen solchen gemeinsamen Verbindungspunkt von Denken und Wahrnehmen in der Einbildungskraft angedacht. Diese Idee nimmt Koch auf, geht aber sogleich über sie hinaus, wenn er ab Kapitel 5 die sog. Ursachverhalte ins Spiel bringt. Darunter versteht er vor-propositionale, sich selbst bekundende Sachverhalte, bei denen das übliche „Verhalten-zu“ eines Subjekts zu einem Sachverhalt nicht greift. Ein solcher vor-propositionaler Sachverhalt ist (1.) nicht zweiwertig, d. h. besteht, syntaktisch gesprochen, nicht aus Subjekt und Prädikat und ist (2.) nicht fehlbar, d. h. kann nicht als wahr oder falsch bewertet werden. In einem Ursachverhalt fallen Wahrgenommenes und Wahrnehmende zusammen: „[I]n diesem vorintentionalen Grundbewusstsein werden weder qualitative noch affektive Differenzen *als solche* wahrgenommen, sie werden schlicht erlebt oder, schlichter noch, gelebt.“ (86, Hervorh. im Orig.) Koch findet erhellende Charakterisierungen, wenn er auf die kantische Empfindung rekurriert oder ihren Ort als „Wurm- oder Schneckenbewusstsein in uns“ (95) illustriert. Ein solches Bewusstsein

ist kein Selbstbewusstsein, sondern „es ist mannigfaltig zerstreutes, zerteiltes, selbstloses, um nicht zu sagen unbewusstes Bewusstsein“ (94). Als Ursachverhalt kann in einer ersten Bestimmung das Erlebnis einer Farbwahrnehmung genannt werden, das diffus und unreflektiert unsere Stimmung beeinflusst. Die Thesen über die Ursachverhalte werden gestützt, indem Koch sie in die Nähe ähnlicher philosophischer Konzeptionen wie die des Unbewussten rückt.

In Kapitel 7 belebt Koch mit Wittgenstein und Sellars die hermeneutische These der Lesbarkeit der Welt. Wir sind Wesen, die Dinge und Texte „lesen“ können, d. h. übersetzen, deuten, interpretieren. Aus einer sprachphilosophischen Sicht begründet er, dass die Dinge dafür zumindest potenziell diskursiviert sein müssen: „Alle Dinge dienen zur Begründung oder Widerlegung von Sätzen und Meinungen, sofern sie denn als Tatsachen, nicht als Objekte aufgefasst und übersetzt werden.“ (113) Dinge werden zu Tatsachen. Dies hat zur Folge, dass wir einer strukturell unabgeschlossenen Übersetzungsaufgabe gegenüberstehen, denn das Sensorische und die Wortsprachen liegen gleichsam in unterschiedlichen Formaten vor. Die Einsicht, dass wir uns in einer diskursiven Welt bewegen, bedeutet auch – um die Pointe vorwegzunehmen –, dass die Ursachverhalte in einen für diskursiv agierende Subjekte unzugänglichen Bereich verbannt sind.

Kapitel 8 wartet mit einer weiteren Großthese auf, die Koch die Antinomiethese nennt. Er weist einen Widerspruch im „Zentrum des Denkens“ (139) nach und erläutert ihn so basal wie nur möglich, nämlich für die Mengentheorie (Einermenge-ihrer-selbst) und für die Logik (Negation-ihrer-selbst) und – populär – als Lügnersatz: „Der Satz, den Sie lesen, ist nicht wahr.“ Die Antinomie tritt ans Licht, wenn Selbstbezug und Negation zusammentreffen. Weder das eine noch das andere, noch deren Zusammentreffen darf aber aus dem Bereich der Logik ausgeschlossen werden. Es verwundert nicht, dass die Antinomiethese in Einklang mit der Unvollständigkeitsthese steht, die allen Versuchen, das Reale als Ganzes begrifflich zu erfassen, in die Quere kommt. Denkbar nah stehen sich hier Hegelwürdigung und -kritik; aus der Antinomiethese erwächst die Absage an jede Form eines Absoluten. Auch die phänomenal-pragmatischen Folgen der Antinomiethese bleiben nicht unkommentiert. Dass alles reine Denken in einen Wider-

spruch führt, ist eine fatale Situation, die sich auf das In-der-Welt-sein auswirkt. Die Antinomiethese fordert also gewissermaßen Kompensationshandlungen; gemeint sind Phänomene wie die Verdrängung und die existenziale Angst vor einer radikalen Freiheit, die die Menschen in das heideggersche Man treibt.

In den letzten drei Kapiteln erntet Koch die Früchte seiner Arbeit, wenn er die Bestandteile mühelos zu einer mit einem griffigen Titel versehenen Theorie zusammenfügt: eben dem *hermeneutischen Realismus*.

10 Dabei entfaltet Koch mit großer Präzision einen Lösungsansatz, die als das Herzstück des Buchs gelten kann: Die beiden wesentlichen logischen Prinzipien, das Prinzip vom ausgeschlossenen Dritten ( $p \vee \neg p$ ), und das Nichtwiderspruchsprinzip ( $\neg (p \wedge \neg p)$ ) sind konstituierende Regeln des Denkens, d. h. für das Denken nicht verhandelbar – nicht aber konstitutive Prinzipien des Wirklichen.

Halten wir zugleich mit der Antinomiethese fest, die Logik erhebe sich „aus und über einem inkonsistenten Grund“ (154), und erinnern uns an die Ursachverhalte, die einen vor-propositionalen, vor-logischen und also auch einen vor-antinomischen Bereich bezeichnen, dann treten die Ursachverhalte als nicht-zugängliche Sachverhalte auf, als die Markus Gabriel sie bereits nach *Versuch über Wahrheit und Zeit* erläutert hat: „Dies bedeutet, daß es zwar Ursachverhalte geben mag, daß wir allerdings keinen nicht-diskursiven Zugang zu ihnen haben können, da unser Zugang zu allem Bestimmten bereits begrifflich vermittelt ist. Ursachverhalte sind uns demnach [...] konstitutiv entzogen.“<sup>2</sup>

Der im 4. Kapitel erklärte Bruch zwischen Imagination und Raum-Zeit-System, Denken und Welt, wird so nochmals für die Unvollständigkeitsthese geschärft in Anschlag gebracht. Wir treten in unserem Bemühen, die Welt zu verstehen, mit einem prinzipiell unzureichenden, da letztlich antinomischen Instrumentarium an sie heran: „[D]ie Durchdringung bleibt unvollständig, nicht nur weil das sensorische Material unerschöpflich ist für die diskursive [...] Aufbereitung, sondern auch und vor allem, weil der Diskurs in der Antinomie der Negation im Widerstreit mit sich selber steht.“ (158)

Daraus folgt keineswegs, dass Wissenschaft eine müßige Tätigkeit ist. Doch es gilt: In dieser grundlegenden Stellung hat die Antinomiethese Konsequenzen für jegliche Vorhaben einer vollständigen Weltbeschreibung wie Physik und Philosophie, deren Bemühungen faktisch unabschließbar werden, weil „Vollständigkeit und Widerspruchsfreiheit einander ausschließen“ (152). Im Vorbeigehen klärt Koch an dieser Stelle das vieldiskutierte Verhältnis von Physik und Philosophie. Mit ihrer Unabschließbarkeit gehen Physik und Philosophie geradezu gegensätzlich um: Während die Physik um den Preis der Auslassung wesentlicher Teile (in erster Linie der von Subjekten empfundenen Qualia) die Welt mathematisiert, d. h. die Übersetzung in quantifizierbare Einheiten vornimmt, also Komplexität reduziert, häuft die Philosophie Komplexität an. Sie geht „notgedrungen über die Fülle der Realität ins Widersprüchliche hinaus“ (178). Als eine auf diese Weise überkomplexe Wissenschaft ist die Philosophie nie frei von „zeit- und ortsgebundenen Einsprengsel[n]“ (178), obwohl sie gleichzeitig beansprucht, nicht empirisch widerlegbar zu sein. Selten war der Weg von Hegel zu Heidegger klarer als hier: Die antinomische Struktur der Denkinstrumentarien ruft ein nie endendes Verstehenwollen der Phänomene des menschlichen Daseins auf den Plan.

In seiner Rezension des Buchs von September 2017 hat Markus Gabriel den Weltbegriff herausgegriffen. Koch und Gabriel sind sich einig, dass es die Welt als Totalität dessen, was existiert, prinzipiell nicht geben kann, und dass eine Theorie über diesen Gegenstand unmöglich ist. Der Grund ist die Unvollständigkeithese. Dass Koch den Weltbegriff trotzdem nicht aufgibt, wie Gabriel nahelegt, wird plausibel im Lichte der Tendenz der oben erläuterten Imagination, sich ihre Welt als transparente Welt zu denken. Weil Imagination im Modus der Transparenz stattfindet, suggeriert sie, eine (euklidische und kontinuierliche) Welt zu haben, die transzendente Raum-Zeit: „Die transzendente Raum-Zeit ist nicht nichts, sondern für alle möglichen realen Raum-Zeiten die transzendental notwendige und metaphysisch unmögliche Grundstellung, die wir a priori erkennen und von der die möglichen realen Raum-Zeiten [...] abweichen.“ (60) Transzendental notwendig ist das Raum-Zeit-System der Imagination also deshalb, weil es die notwendige Grundstellung von Subjektivität

<sup>2</sup> Markus Gabriel, Rez.: Anton F. Koch, *Versuch über Wahrheit und Zeit*, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 62 (2008), 4, 598-602, 599.

überhaupt beschreibt. Diese Grundstellung bestimmt Koch näher unter dem Titel der Theorie der apriorischen Voraussetzungen; sie ist so beschaffen, dass wir uns zum Beispiel in ihr lokalisieren und von diesem Punkt ausgehend gewisse Dimensionen und Richtungen ausmachen. Das so entworfene imaginative Koordinatensystem erscheint als ein transparentes Ganzes, also als eine Welt.

Weil ihre Bestimmungen von allen Subjekten geteilt werden, aber nichtsdestoweniger perspektivisch sind, kann die benannte Grundstellung einen „Horizont für Wechselverhältnisse“ (67) eröffnen, vor dem Weltbezug stattfindet. Werden diese Bestimmungen als apriorische Aussagen für jegliche Subjektivität akzeptiert, kann der Weltbegriff gut die Aspekte der Transparenz und der Allgemeingültigkeit transportieren. Er fungiert also als Begriff für die real illusionäre, aber qua Subjektivität unvermeidliche Denknöwendigkeit eines vollständig erkennbaren Etwas, in dem das Subjekt eine bestimmte Stellung innehat. Wie man mit *second nature* von *nature* spricht, obwohl eine diskursiv vermittelte Natur gemeint ist, kann man auch von „Welt“ sprechen, obwohl eine imaginativ vermittelte Welt gemeint ist.

Das Buch zeugt im Ganzen von großer didaktischer und inhaltlicher Stärke. Es gelingt Koch, ein kompliziertes Problemfeld differenziert und doch gut verständlich zu vermitteln. Er macht sich sein Vertrautsein mit der Tradition genauso wie seine Kenntnisse der neueren analytischen Philosophie zunutze, um weit entfernt voneinander liegende Themenstränge zu einem systematischen Ansatz zu synthetisieren. Es würde verwundern, wenn dieses Buch die Debatte nicht nachhaltig prägt.